Mittheilungen

der

Oesterreichisch-Israelitischen Union.

Herausgegeben von dem Vorstande dieses Vereines.

Das monatlich einmal erscheinende Vereinsblatt erhalten die Vereins-Mitglieder **unentgeltlich.**

Zuschriften und Tausch-Exemplare erbittet man unter der Adresse:

Wien, I., Schottenring 23.

Vereinskanzlei: I., Schottenring 23.

Nr. 99. **Januar** **X. Jahrgang 1898.**

EINLADUNG

zu der am

Samstag, den 22. Januar 1898, Abends 7½ Uhr

im

RESTAURANT KHUNER

I., Schottenring Nr. 19

stattfindenden

Vereinsversammlung der Österreichisch-Israelitischen Union.

TAGESORDNUNG:

1. Mittheilungen des Vorstandes.
2. „Die gegenwärtige politische Situation", besprochen vom Landtags-Abgeordneten Regierungsrath Professor **Friedrich Kick.**
3. Anträge und Interpellationen.

Gäste willkommen.

Der Vorstand.

Aus dem Protokolle

der am Donnerstag, den 23. December 1897, stattgefundenen Vereinsversammlung der „Oesterr.-Israel. Union“.

Vorsitzender: Präsident Wilhelm Anninger. Schriftführer: Secretär Josef Fuchs.

Nach Begrüssung der zahlreich erschienenen Mitglieder und Gäste durch den Vorsitzenden, ergriff Herr Professor Graubart das Wort zu seinem Vortrage:

„Das Königthum in Israel“.

Professor Graubart sagte: Das biblische Buch „Samuel“, welches die Geschichte des Königthums bei den Israeliten in seinen Anfängen ausführlich behandelt, vermochte bisher weder Laien noch Gelehrte zu befriedigen. Das grosse Publikum will bei der Lectüre nicht nur seinen ästhetischen Sinn sondern auch sein ethisches Bedürfnis befriedigt sehen, und es scheint ihm, dass die Gerechtigkeit hier nicht auf ihre Rechnung komme. Es fällt ihm auf, dass das Buch Samuel sich ganz auf die Seite Davids stellt, während die bürgerliche alltägliche Moral, die keine höheren Rücksichten kennt, sich mehr Saul zuneigt. Es bleibt dem Leser unklar, warum Saul aus der Herrschaft verdrängt wird. Samuel, der selbst Saul zum Könige gemacht hat, schiebt ihn beiseite, und man wird versucht, ein unedles Motiv hiefür zu suchen, wie wohl doch gewiss Samuel gegen Saul nicht persönlich eigenommen sein konnte.

Auch der Gelehrte findet dies und das zu bemängeln. Nur ist zu bedauern, dass die Kritiker, die eine lange Reihe von Fragen stellen, gerade über jene hinweggegangen sind, die für die Beurtheilung des Buches von wesentlicher Bedeutung ist. Wäre diese wichtige Frage aufgeworfen worden, so hätte sie alle kleineren Bedenken zum Schweigen gebracht.

Halte man sich vor Augen, dass es sich um den höchsten politischen Act handelt. Israel befand sich im Zustande des Republicanismus und sollte von nun an unter einem König stehen.

Eine solche einschneidende Umwälzung weist stets, wie wir wissen, erschreckende Begleiterscheinungen auf, wie Gewalt und List auf der einen, Unzufriedenheit und Empörung auf der anderen Seite. Im Buche „Samuel“ aber findet der Uebergang von der Volksherrschaft zur Königsherrschaft in aller Ruhe statt. Es ist, als ob in einem Familienrathe eine Ehe oder ein ähnliches Rechtsgeschäft beschlossen wird. Samuel stellt den König vor, das Volk wählt ihn, und gleichsam im Handumdrehen ist die Republik in eine Monarchie verwandelt. Da hätte sich nun jeder fragen müssen, wie kann eine so einschneidende Veränderung ohne

alle Zuckungen im Staatskörper vor sich gehen, ohne Klage hier, ohne Jubel dort.

Durch die Beschäftigung mit dieser Frage hätte man zugleich den Zweck des Buches erforscht, der ihre Beantwortung ist, und das müsste man doch in allen Dingen zuerst thun. Ein grosser Philosoph sagt, die Menschen tadeln oft die Einrichtungen der Welt, und das kommt nur daher, dass sie den Zweck der Welt gar nicht kennen. Auch hier wären mit der Erkenntnis des Zweckes alle Schwierigkeiten verschwunden.

Das Richterbuch hat die Aufgabe, uns zu zeigen, welche Folgen die freie Verfassung des Volkes unter der Verwaltung durch die Stammeshäuptlinge hatte. Es findet sich dort wiederholt der Satz: „Zu jener Zeit war kein König in Israel, jeder that was ihm gefiel.“ Dieser Satz muthet uns an, wie das blinkende Schwert, das vor dem Paradiese hängen soll.

So angenehm uns auch einerseits das Wort Freiheit klingt, so ist sie doch andererseits ein zweischneidiges Schwert. Wenn nämlich j e d e r das thut, was i h m gefällt, so thut eigentlich k e i n e r was ihm gefällt. So hat auch das Richterbuch die Sache aufgefasst, denn es knüpft daran wenig tröstliche Bilder.

Als Josua zurücktrat, hoffte er, dass das Gesetz stark genug sein werde, das Volk zu zügeln. Er dachte zu optimistisch. Gewiss wird jedes Stammeshaupt den besten Willen gehabt und auch seine Pflicht gethan haben. Die Kinder sind aber nun einmal, wie schon Homer sagt, nicht so gut wie die Eltern. Die Stämme lösten sich los, Städte schwächten sich gegenseitig, öffneten den fremden Eroberern Thür und Thor. Als die Städte sahen, dass sie bei der Centralregierung keinen Schutz fanden, suchten sie sich selbst durch Mauern zu schützen. Sie befestigten sich und schlossen sich nicht nur gegen die Feinde, sondern auch gegen die Freunde ab. Es entstand die Engherzigkeit des kleinen Bürgers, und eines der Bilder erinnert uns an Sodom.

Den Einsichtsvollen musste nun der Gedanke vorschweben, dass es keine andere Rettung mehr gäbe als die Rückkehr in den alten Zustand, die Wiederherstellung der Einheit, und dass, wenn es gelingt, einen neuen Führer zufinden, das Volk gerettet sei. Sie hatten bereits die Erfahrung gemacht, dass die Vielherrschaft schädlich ist. An die Stelle dieser Vielherrschaft wollten sie nun die Einherrschaft setzen. Sie konnten aber keineswegs wünschen, dass das Volk seine Freiheit ganz verliere und sich einzig und allein der Machtvollkommenheit einer erblichen Monarchie unterwerfe.

Von diesem Gedanken ausgehend, sagten sich die Einsichtigen, dass vorerst nichts anderes übrig bleibe, als an die Stelle der bisherigen Vielheit im aristokratischen Sinne die Einheit im selben Sinne zu setzen. Wenn sich nun dieses Experiment nicht bewähren sollte, so meinten sie weiter, dann würde das Volk sich sagen: der Geburtsadel ist nicht massgebend, entscheidend ist einzig und allein die persönliche Tüchtigkeit, und

so wird man zur demokratischen Auffassung kommen. Wenn sich endlich auch daran Schattenseiten zeigen sollten, dann kommen wir schrittweise zur Monarchie.

Gehen wir nun von einem Manne aus, welcher von den Stammeshäuptern an die Spitze des Staates gestellt worden ist, aber nicht das Recht hat, seine Macht an die Kinder zu übertragen. Ein Beispiel hiefür ist Moses und dann Josua. Wenn nun der Mann, welcher an der Spitze des Staates steht, gerecht, bescheiden, uneigennützig, hingebungsvoll und voll von anderen guten Eigenschaften ist, so wird er Verwandte haben, insbesondere Söhne, welche keine Aussicht haben, Nachfolger ihres Vaters zu werden. Diese werden aber sich fortwährend sagen müssen: So lange der Vater das Staatsruder in Händen hat, haben auch wir Bedeutung und Einfluss im Staate, wenn er nicht mehr im Amte ist, so sinken wir in unser Nichts zurück und nur unsere eigenen Verdienste können uns emporheben.“ Es liegt aber in der Natur der Sache, dass diese Verwandten die Zeit und die Gelegenheit nicht unbenützt vorübergehen lassen und so lange sie Einfluss haben, denselben für ihre Interessen ausnützen. Der Sohn des Herrschers hat ja nicht die Verantwortlichkeit des Vaters, welcher sich verdient machen will, um seinen Namen im besten Angedenken zu erhalten. Dass es sich so verhält, ob im aristokratischen oder demokratischen Sinne gewählt wird, unternimmt unser Buch an zwei concreten Fällen zu veranschaulichen. Der hohe Priester Eli ist als Führer des ganzen Volkes anerkannt, sein Charakter ist dem Volke ein glänzendes Muster. Dies beweist sein Benehmen der armen Hanna gegenüber, die er, als er seinen Irrthum einsieht, um Verzeihung bittet und segnet. Das ist ein Aristokrat, der seinen Stammbaum bis auf Aron zurückführt, der sich aber nicht im Stolze des Aristokraten zeigt, sondern sich dessen bewusst ist, dass ihm seine Würde Pflichten auferlegt. Dagegen sind seine Söhne die echten jungen Cavaliere, von der grössten Rücksichtslosigkeit, gewaltthätig und hochfahrend, und ihre Burschen sind noch roher, wie die Clienten, die dem Patrone die Leute aus dem Wege räumen.

Echt demokratisch aber arbeitet sich Samuel, der Sohn der verhöhnten und verspotteten Frau, in die Höhe. Seine Tüchtigkeit und seine hervorragenden Leistungen verschaffen ihm ein immer mehr steigendes Ansehen, und er klimmt aus der untersten Schichte hinauf bis zur höchsten Stufe der allgemeinen Anerkennung und Verehrung. Dieses Emporsteigen braucht uns der Historiker nicht zu zeigen, weil uns weniger das Leben Samuels, als sein Wirken im Staate interessirt. Er theilt uns die vollendete Thatsache mit, wie Samuel in ganz Israel geschätzt ist.

Wir haben also jetzt das Muster der einheitlichen Regierung im demokratischen Sinne. Samuel ist bescheiden und uneigennützig. Er wendet von seinem Amte sich nicht das Geringste zu. Er hat aber die Schwäche des Vaters, für die Fehler seiner Kinder blind zu sein. Das Volk erträgt wohl die

kleinen Missbräuche ruhig, welche sich die Söhne Samuels zu Schulden kommen lassen. Mit der Zeit aber verliert es die Geduld, tritt vor Samuel hin und sagt ihm: Wir können mit der Verwaltung nicht zufrieden sein. Wir haben keinen Mann mehr, der der inneren Verwaltung vorstehen und dem äusseren Feinde gegenüber treten könnte wie Du. Was bleibt uns Anderes übrig. Wir haben es mit der aristokratisch einheitlichen Regierung versucht, wir haben die demokratische Regierung hinter uns, jetzt bleibt uns nichts Anderes übrig, als die Monarchie.

So sprach das Volk. Nun gibt es zwar noch andere, combinirte Staatsformen. Aber hier sprach die Sache selbst für sich. Wenn an die Stelle des gewählten Regenten ein Monarch gesetzt wird, der seine Herrschaft vererbt, dann schwindet die Gefahr, die von den Verwandten droht. Der König hat ein Interesse daran, die Liebe des Volkes sich zu erwerben, um im Volke Wurzel zu fassen; er hat auch Interesse daran, die Kinder und Verwandte nicht ihre Stellung missbrauchen zu lassen, um die Zukunft seiner Familie zu sichern. Es liegt also im Interesse des Volkes, die erbliche Monarchie einzusetzen, weil der Monarch nur sich selbst schützt, wenn er die Rechte des Volkes schützt.

Nicht also der Trieb zur Nachahmung fremder Verhältnisse allein war es, welcher das Volk veranlasste, an Samuel die erwähnte Bitte zu stellen. Nicht weil die Nachbarn einen König hatten, wollten die Israeliten einen König, sondern die geschichtliche Entwicklung drängte sie zu diesem Entschlusse. Aber auch der Grund, den das Volk angab, war nicht zu verachten; denn die Bündnisfähigkeit eines Volkes nimmt dadurch zu, wenn seine Staatsverwaltung eine ähnliche Form hat, wie die seiner Nachbarn.

Samuel war dies nicht angenehm. Auch ihm galt als das Ideal einer jeden Herrschaft, dass sich das Volk dem Gesetze füge. Er erklärte: „Gott ist euer König, und wenn ihr dem Gesetze nicht gehorcht, wird euch auch der König nicht helfen“. Er malte auch den König so schwarz als möglich, nicht so sehr, um das Volk abzuschrecken, als damit das Volk sich später bekennen müsste: Wir sind nicht getäuscht worden, wir hatten den König von der schlechtesten Seite kennen gelernt und wollten ihn trotzdem. So handelte auch Josua bezüglich der Religion, denn wenn man seine letzten Worte hört, muss man rein glauben, er wollte das Volk zum Abfalle verleiten.

Es ist nun selbstverständlich, dass der Uebergang von der volksthümlichen Form der Republik zur Monarchie kein schroffer sein durfte. Der erste König darf sich sicher nicht von dem Gedanken leiten lassen: „der Staat bin ich“. Er soll sich vielmehr vom besseren Bürger nicht sonderlich unterscheiden. Man weiss, mit welchem Misstrauen der Republikaner der Monarchie begegnet. Er beobachtet den König auf das schärfste, ob er nicht sich einer Verfassungsverletzung schuldig macht, ob er nicht zuviel Prunk entwickelt u. s. w. Der König darf also keinen grossen Anhang

haben, keinem vornehmen Geschlechte entstammen, keinem zahlreichen Stamme angehören. Er wird aber andererseits durch persönliche Tüchtigkeit hervorragen müssen.

Diesem Ideale entsprach der Mann, welchen Samuel dem Volke vorschlug. Saul stammte aus keiner reichen und angesehenen Familie. Er selbst sagte: „Mein Geschlecht ist das geringste im Stamme Benjamin“, und der Stamm Benjamin war im letzten Bürgerkriege beinahe vernichtet worden. Auf seinen eigenen Stamm konnte er sich nicht stützen. Er war auch nicht durch Besitz oder durch Anhang ausgezeichnet, dagegen überragte er an Gestalt und Wuchs seine Volksgenossen, was ja auch schon ein Vorzug ist.

Die Wahl erfolgte eigentlich erst dann, als Saul sich durch die Befreiung einer Stadt und durch die Besiegung der Feinde ein Verdienst erworben hatte. So wie er das Volk von seiner persönlichen Tüchtigkeit überzeugte, ebenso erfüllte er die weiteren Bedingungen. Auch sein eigenes Verhalten, das von Bescheidenheit erfüllt war, unterschied ihn in nichts von einem gewöhnlichen Bürger, den man nicht zu fürchten braucht.

Doch die allzugrosse Bescheidenheit des Saul ist mit der Zeit ein Fehler geworden. Wenn das Volk einen König hat, so will es doch auch die Strahlen, welche das Königthum aussendet, geniessen. Es stösst das Volk ab, wenn der König sich wie der erstbeste Nachbar geberdet. Das Volk hat Phantasie und sieht den Glanz der Monarchie gern, namentlich die jüngere Generation, die schon königlich gesinnt ist. Es wäre die Aufgabe des Königs gewesen, das Volk allmälich für die Monarchie zu erziehen, und den Schwerpunkt in sich zu verlegen, um ein Gegengewicht gegen Abenteurer, die den Staat beunruhigen, zu schaffen. Das Volk soll beständig auf den König blicken und sagen: Wir können auf ihn vertrauen.

Diese Aufgabe hat Saul nicht begriffen. Seine Bescheidenheit hatte überdies den Fehler im Gefolge, dass er nicht die Pflicht der Herrscher kannte, nicht blos die Verantwortung für das zu tragen, was sie thun, sondern sogar für das, was andere thun. Es muss auf das unangenehmste berühren, wenn ein König sagt: Ich kann nichts dafür.

In der Geschichte Saul's werden uns drei derartige Fälle von verschiedener Schattierung in steigender Progression erzählt, wo er die Verantwortlichkeit von sich auf die Schultern anderer abwälzt.

Samuel verabredet mit Saul eine Zusammenkunft in sieben Tagen, um dann gemeinsam gegen die Philister vorzugehen. Es handelte sich hauptsächlich um das Zeichen zum Abmarsche der Truppen, und damit sollte gewartet werden. Dass der Beginn des Krieges mit einer heiligen Handlung eingeleitet wird, ist bei allen Völkern Sitte, aber das ist hier Nebensache. Der Zeitpunkt rückt heran. Ein Zufall hat das Commando frühzeitig

provocirt. Der Sohn des Saul hat den Vorposten der Philister unerwarteterweise angegriffen, dadurch ist das gegnerische Lager in Bewegung gebracht und als die Philister sich bewegten, musste natürlich auch das israelitische Heer in Action treten. Saul hätte sich hier als König erproben können, denn wie es auch immer im Frieden sein mag, im Kriege befiehlt nur einer, und seinem Willen muss sich alles beugen. Mit Rücksicht auf seine Vereinbarung mit dem Propheten hatte er dem Heere Halt zu gebieten. Er that es nicht. Die israelitischen Truppen rücken vor, die heilige Handlung wird vorgenommen, und in demselben Moment kommt Samuel. Er hatte sich also nicht verspätet. Sofort macht er Saul darauf aufmerksam, dass er einen Fehler begangen hat, dieser aber erwidert: Ich kann nichts dafür, das Kriegsvolk war losgestürmt.

Ist aber das Königthum dazu da, damit das Volk regiere, damit sich der König schieben lasse? Samuel fällt gleich sein Urtheil unter vier Augen und sagt dem Saul, er werde wahrscheinlich nicht im Stande sein, eine Dynastie zu begründen.

Sieht man in diesem Bilde, wie sich der König wegen des Volkes über die Wünsche des Propheten hinwegsetzt, so möchte man meinen, er wollte sich von seinem Mentor freimachen. Das Buch Samuel führt uns aber an demselben Tage eine zweite Scene vor, die uns eines besseren belehrt.

Als die Philister verfolgt wurden, gab Saul Befehl, dass bei Todesstrafe niemand essen sollte, bevor der Sieg entschieden wäre. Jonathan, der sich früher entfernt hat, weiss davon nichts und isst etwas. Ein Soldat macht ihn auf das Verbot des Königs aufmerksam. Jonathan erwidert in Gegenwart der Soldaten: „Es war auch nicht klug, dass der Vater es gesagt hat." Das kennzeichnet den schlichten, völlig ungebundenen Ton im Hause Sauls. Saul erfährt das Uebertreten des Verbotes und decretirt, dass Jonathan sterben müsse. Der Prinz macht eine hämische Bemerkung, dass er freilich den Tod verdient habe und fügt sich Da legt sich das Volk ins Mittel und vereitelt die Vollziehung des Urtheils und es wird ein Lösegeld für das Leben Jonathan's gezahlt. In diesem Falle hat Saul auf die Ausführung eines *von ihm selbst* gegebenen Befehles verzichtet, weil es das Volk verlangte. Nicht aus Mitleid oder aus väterlichem Mitgefühl hat Saul nachgegeben, sondern weil sein Wille schwächer war als der des Volkes.

Ein drittes Beispiel:

Samuel gibt dem Saul *im Namen Gottes* den Auftrag, die Amalekiten gänzlich auszurotten. Saul fällt es nicht etwa ein, daran zu mäkeln; er zieht ab mit dem Entschlusse den Befehl auszuführen. Er hat es aber unterlassen; er hat den König lebend als Gefangenen gebracht, und auch das Volk Beute machen lassen. Als ihn Samuel bei der Rückkehr begrüsste und fragte, ob er dem Auftrage nachgekommen sei, antwortete er mit einem

Ja, ohne Vorbehalt. Als Samuel erwiderte: Ich höre aber Schafe blöken, es ist also Beute gemacht worden, da meinte Saul: Das Volk hat geglaubt, es müsse Opfer bringen, und hat darum Beute mitgebracht, nicht für sich, sondern um sie als Opfer darzubringen.

Wäre Saul ein König gewesen, wie er sein sollte, so hätte er sich die Schuld gegeben. Er redet sich aber lieber auf das Volk aus.

Damit war die Sache entschieden, dass er seinen Willen nicht anderen aufzuerlegen vermochte, und Samuel sagte ihm, es müsse ein Anderer an seine Stelle treten. Saul hat seine Aufgabe nicht erfüllt, er hat die Monarchie zu begründen nicht vermocht, und es muss sich daher dauernd an ihm das tragische Schicksal vollziehen. Die Bescheidenheit verwandelt sich nunmehr in Zaghaftigkeit. Er fürchtet sich vor jedem, der irgendwie hervorragt, wittert überall Feindschaft, traut auch seinen Verwandten nicht mehr, wird trübsinnig, hartherzig gegen Freunde wie gegen Feinde, bestraft Unschuldige, lässt Priester hinrichten u. s. w.

Es folgt nunmehr die Begründung des Königthums als einer bleibenden Einrichtung. Nun tritt der Mann auf, dem es beschieden ist, das zu vollziehen, wonach das Volk Sehnsucht empfand. Wenn auch Saul die Monarchie nicht begründen konnte, so war es ihm doch gelungen, dem Königthum Sympathie zu verschaffen. Man sah, dass der König nicht gefährlich sei, und dass die schwarzen Bilder, welche Samuel von ihm entworfen, der Wirklichkeit nicht entsprachen. Das Volk fasste daher Vertrauen zum Königthum und hatte keinen Grund, sich gegen jenen König zu wehren, der die Zügel etwas straffer anzog. Der neue König war David.

Der Nachfolger des ersten Königs musste in Ansehung der Bedingungen, welche schon bei Saul besprochen worden sind, diesem ähnlich sein. Auch David durfte keinem grossen Stamme und keiner vornehmen Familie angehören. Er ist der jüngste Sohn seines Vaters, sein Stamm, der Stamm Juda, steht zum grössten Theile unter Fremdherrschaft. Hingegen zeichnet sich David vor seinem Vorgänger dadurch aus, dass er eine durchwegs romantische, poetische Natur ist. Er macht den Eindruck, als hätten wir einen mittelalterlichen Troubadour vor uns, der Schwert und Leier an der Seite trägt. Er tritt in der Geschichte zuerst als Zitherspieler hervor; dass er ein Dichter war, beweisen die Psalmen und die Gedichte, die uns manch anderes Buch überliefert. Sein Lebenslauf ist ein derartiger, dass ein Volk mit Phantasie sich für ihn begeistern muss. Ihn zeichnen insbesondere solche königliche Eigenschaften aus, welche Saul gänzlich fehlen, er ist begeisterungsfähig, hingebungsvoll bis zur Selbstverleugnung, selbstherrlich, wo es nothwendig ist, rücksichtslos, wenn es das Gute gilt, während er gleichzeitig nicht den geringsten Anstand nimmt, seine Schuld einzugestehen, wenn er zur rechten Zeit ermahnt wird.

Sein erstes Auftreten ist für sein ganzes Leben charakteristisch. Er kommt als Hirtenknabe in das Lager des Saul zu einer Zeit, in welcher alles die Philister fürchtet. Nicht Eitelkeit veranlasste ihn, den Kampf zu suchen, sondern das verletzte Ehrgefühl. Er hörte, dass das Volk beleidigt worden ist. Ein einfacher Hirtenknabe steht vor uns, der die Waffen nicht führen kann. Nicht einmal die Rüstung versteht er anzulegen und trotzdem will er die Schande nicht ertragen, die dem Volke angethan wurde. Er wagt den Kampf und es gelingt ihm den überlegenen Feind zu schlagen. Dadurch rückt er mit einem Schlage in die vorderste Reihe des von der Geschichte verherrlichten Helden.

Allerdings haftet an Davids Ruf ein schwerer Makel. Es wird ihm das schwerste Verbrechen nachgesagt. Vergegenwärtigt man sich indessen seinen ganzen Lebenslauf, so wird man es bloss tief beklagen, dass ihm nicht rechtzeitig, wo sein heisser Muth aufwallte, ein Warner und Mahner erstand. Denn dann wäre sein blanker Schild gewiss von jedem Flecken frei geblieben, wie man in der Angelegenheit mit Nabal ersieht. David sah sich auf der Flucht gezwungen, Bandenführer zu werden, nicht etwa wie der von der deutschen Literatur verherrlichte Götz von Berlichingen gegen seine eigenen Landsleute, freilich gegen eine andere Kaste, die „Pfeffersäcke" kämpft. David ist Bandenführer an der Grenze, wo man beständig die Einfälle feindlicher Stämme abzuwehren hat, und der Erwerb des eigenen Unterhaltes dient zugleich der Vertheidigung des vaterländischen Gebietes.

Dort wird er beschimpft und er erhebt sich, um sich Genugthuung zu verschaffen. Aber auf dem Wege tritt ihm das Weib des Beleidigers, Nabal, entgegen, erinnert ihn an die Verdienste, welche er sich um das Volk bereits erworben hat, und fragt ihn, ob er diese Verdienste durch die Leidenschaft verdunkeln wolle. Das genügte sogleich.

Denn niemals erlosch in ihm die heilige Liebe zur Gerechtigkeit (Parabel des Nathan), und immer bekannte er offen seine Fehler, wenn man sie ihm vorhielt.

Durchaus königlich waren seine Eigenschaften. Er liess sich von seinem Temperamente immer zu allem Edlen entflammen, grenzenlos war seine Hingebung an sein Volk. Man denke nur an die Geschichte der Seuche, welche der König durch seine Schuld heraufbeschworen zu haben glaubte. Etwas ähnliches schildert uns der erste Gesang der Ilias. Während aber der König der Griechen das Mädchen nicht herausgibt, mögen auch darüber die wackersten Männer der Heeres dahinsterben sagt David angesichts der Noth seines Landes: „Gesündigt habe ich, was haben denn diese armen Lämmer begangen? Strafe mich und mein Vaterhaus!" Das ist ein König, der seine Pflichten kennt. Wenn er sich von einer Leidenschaft hinreissen liess, so war es

doch nur der Ausfluss der Machtvollkommenheit des Königs. Es ist ja schwerer sich auf dem Throne als Mensch zu behaupten, als im alltäglichen Leben.

Die Nachwelt hatte Recht, wenn sie seine Verdienste höher anrechnete als seine Fehler und ihn als Massstab und Muster der Könige hinstellte.

Deshalb wissen auch wir jenem Ideal eines Herrschers, das wir als Erlöser erwarten und erflehen, keinen besseren Ehrennamen zu verleihen, als: David, Sohn Isais aus Bethlehem.

(Lebhafter Beifall und Händeklatschen.)

Verantwortlicher Redacteur **Josef Fuchs.**
Druck von Weishut & Schwabe, Wien, I. Rockhgasse 5.